

So hatte ich es mir eigentlich nicht vorgestellt

In den Bäumen vor dem offenen Fenster beginnen die Vögel in der Morgendämmerung zu zwitschern, und kaum erscheint die Sonne, jubiliert es überall im Geäst. So wie ich selbst, wie alles in mir jubiliert: Eine Freude, unermesslich, wie ich mich bisher noch nie gefreut habe: Ich schaue ihn bewundernd an, den Kleinen in meinem Arm, die winzigen Hände, betaste Finger um Fingerchen, streichle seine Wangen, seinen Kopf, die kurzen blonden Haare. Dass es so ein Glück gibt!

Und alles ist gut gegangen, die Geburt liegt jetzt hinter mir, die werde ich vergessen.

Unerwartet schwer fällt es mir heute, mich an die erste Geburt und an alle die folgenden richtig zu erinnern. Zwar weiß ich noch gut, wie es war, doch daran zu denken, davon zu reden oder gar darüber zu schreiben gelingt mir nur gegen großen inneren Widerstand.

Eigentlich hatte ich es mir ganz anders vorgestellt.

Die Welt ist voller Menschen, Millionen, Milliarden Menschen. Und alle sind zur Welt gebracht worden, seit jeher mehr oder weniger auf die gleiche Art herausgedrückt, in die Welt gestoßen worden. Wie eine Geburt eben normalerweise vor sich geht. Unter Schmerzen, ja. Dass das so wehtun würde, hatte ich nicht gedacht, nein, wer könnte sich diese Schmerzen vorstellen. Wer kann sich Schmerz überhaupt vorstellen? Niemand. Noch nicht einmal die eigenen Schmerzen kannst du richtig erinnern. Sonst hätte ich wahrscheinlich nicht fünf Kinder geboren.

Zu Hause ging es noch gut, trotz Wehen. Ich ging in der Wohnung herum während der Wehen, gehend waren sie erträglich, und als sie stärker wurden, begann ich zu singen, so wie ich auch andere Schmerzen immer wieder singend vertrieben hatte, umso lauter, je stärker der Schmerz wurde. Ging singend durch die Wohnung, verpackte die neue Babywäsche und ein paar Sachen, die ich ins Spital mitnehmen

wollte, ging herum, machte hier und dort ein wenig Ordnung, legte für die kommenden Tage dies und jenes für G. zurecht, ging in die Küche, sang und goss mir Tee auf.

Ich hätte zu Hause bleiben, lieber zu Hause gebären wollen. Doch mein Hausarzt hatte abgeraten: Die Hebamme sei alt und nicht mehr zuverlässig, er selbst habe zu viele Patienten, um die ganze Zeit, vielleicht stundenlang, bei mir bleiben zu können. Eine Erstgeburt daure oft sehr lang.

Sobald die Wehen regelmäßig wurden, alle fünf, dann alle vier Minuten einsetzten, bestellte G., mein Mann, ein Taxi.

Du gehst ins Spital wenn du krank, eigentlich nur, wenn du schwerkrank bist. Und einmal im Spital eingetreten, bist du Patientin.

Und so werde ich behandelt wie eine Kranke, muss mich ausziehen, werde gewaschen, unten rum rasiert, desinfiziert und in ein weißes, hinten von oben bis unten offenes Nachthemd gesteckt, werde in den an einen Operationsraum erinnernden Kreißsaal gebracht, soll mich auf einen kunstledernen, mit Fußstützen versehenen Schragen legen und muss nun gehorsamst allen Anweisungen zweier Ärzte und der Hebamme folgen. Es ist ein kleines Spital, und ich bin heute die einzige Gebärende.

Ich hatte mir die Geburt als einen natürlichen Vorgang, zwar schmerzhaft, aber nicht als Krankheit vorgestellt, jetzt fühlte ich mich wie vor einer Operation.

Als etwas ganz Intimes hatte ich mir Geburten gedacht, und lag jetzt da, ausgestellt, halbnackt unter den Augen zweier Ärzte und der Hebamme.

Die drückte mir ein kühles, nasses Tuch ins Kreuz, immer wieder neu und kühl linderte sie so die Wehen, und ich vertrieb den Schmerz singend, wenn wir, die Hebamme, ich und G. allein waren:

Ja, wenn das hilft, singen Sie nur!

Bis die beiden Ärzte wieder erschienen, auf mich und meine Scham, das, was man damals, in den Fünfzigerjahren noch die Scham nannte, herunterschauten, und ich verstummte.

Die Italienerinnen gebären ihre Kinder auf dem Feld, sagte G., so als wäre das ganz einfach, natürlich, das Einfachste der Welt, er wollte mir Mut machen.

Vielleicht gebären sie ganz einfach auf dem Feld, aber sie schreien, wandte die Hebamme ein: Hier schreien sie so laut, dass die Wände zittern.

Die Ärzte und eine Schwester gingen hinaus und kamen später wieder und schauten zu, standen um mich herum, gingen, kamen, und endlich, nach zwölf unendlich langen Stunden, lehnten sich die Hebamme und G. schwer gegen meine angehobenen Füße, sie auf der linken Seite, er auf der rechten: Pressen! Pressen!!

Und alle schauten zu, wie nass verklebtes Haar, ein kleiner Teil des Kopfs des Kindes erschien und wieder zurückflutschte:

Pressen! Pressen!! Pressen!!!

Und ich presste aus Leibeskräften gegen den Widerstand, um dann wieder tief durchzuatmen in den ruhigen Pausen.

Erst sechs Jahre und nach einer zweiten, kürzeren, aber umso schmerzhafteren Geburt, wird mir eine junge Hebamme, dem Kopfschütteln des Arztes zum Trotz, zeigen, wie man richtig atmend einen großen Teil der Schmerzen vermeiden kann:

Das wird ein Osterhase!

Nur noch eineinhalb Stunden bis Mitternacht. Eher ein Ostermontagshase, glaube ich. Doch Ostersonntag, ich hatte gemeint, das Ärgste stehe mir erst bevor, wird Susanna, unsere Dritte, bereits gebadet.

Und ein Jahr später erscheint die Vierte so schnell, dass sie allen möglichen Interventionen zuvorkommt.

Warum haben Sie uns überhaupt geweckt, das können Sie doch inzwischen ganz gut alleine, meint die Hebamme nach der fünften Geburt.

Und wieder beginnen die Vögel in den Bäumen vor dem offenen Fenster zu zwitschern, kaum erscheint die Sonne, jubiliert es überall im Geäst. So wie es in mir jubiliert: Diese unglaubliche Freude. Ich schaue sie bewundernd an, die Kleine an meiner Brust, die winzigen Füße und Hände, betaste Finger um Fingerchen, streichle ihre Wangen, ihren Kopf, die feinen dunklen Haare.

Dass es so ein Glück gibt!

